

Tage der Erinnerungen

Von Stiffy

Kapitel 2: Einfach nur du...

Langsam öffne ich meine Augen und ziehe ein letztes Mal an meiner Zigarette, bevor ich sie am Boden ausdrücke. Meine Augen überfliegen den Platz.

Es ist nur ein kleiner Platz, vielleicht 80 – 100 m², und in der Mitte steht der kleine verkrüppelte Baum.

Ich bin hier einer unter vielen. Insgesamt sind in dieser Anstalt im Moment knapp 90 Insassen, soviel ich weiß. Von den Aasgeiern – oder besser gesagt, den Wärtern – gibt es fünfzehn. Nur vier davon kenne ich seit Anfang an.

Diese fünfzehn Personen interessieren sich nicht für uns, sie wollen nur ihre Arbeit erledigen, um am Ende des Monats ihr Geld zu bekommen. Während ich ein solch ‚langweiliges‘ Leben früher verabscheute, so beneide ich sie heute.

Wir Insassen haben eigentlich jeden Tag den gleichen Rhythmus. Schlafen dürfen wir bis 7 Uhr, dann werden wir in einen der vier großen Waschräume geführt und haben dort etwas Zeit, bis es um halb acht Frühstück gibt. Dann bis Mittags um zwei Uhr müssen wir arbeiten und/oder haben unsere Therapiestunden.

Arbeiten gibt es hier viele – Wäscherei, Küche, Putzdienst, usw. – mittlerweile habe ich sie schon alle mal gemacht.

Wie viele Therapien man hat, ist unterschiedlich. Besonders schwierige Insassen haben fast täglich eine Therapiestunde, die leichtesten Fälle, von denen es hier kaum welche gibt, vielleicht eine in der Woche. Der Durchschnitt ist vier Mal pro Woche.

Zu Anfang durfte ich jeden Tag dort antanzen... mittlerweile nur noch zwei Mal in der Woche.

Die Therapiestunden laufen immer unterschiedlich ab. Mal versucht der Therapeut dich auszuquetschen, mal sollst du malen, was dir gerade einfällt oder eine komische Grafik deuten. Dann wieder sollst du einfach erzählen – wozu ich persönlich immer umsonst gezwungen werde – und manche lassen sich auch ganz besondere Sachen einfallen. Sie spielen mit dir, lesen dir etwas vor – manchmal aus der Bibel, einem Geschichts- und ab und zu aus einem Kinderbuch – und so weiter. Jeder hat seine eigne Methode, um die Insassen aus der Reserve zu locken. Doch schaffen tun es nur wenige.

Manche von uns haben, seit sie hier sind, ein und denselben Therapeuten, andere haben schon mehr als die Hälfte durch. Ich persönlich bekam anfangs ständig einen Neuen, da keiner mit mir klar kam. Nun habe ich ein und denselben Psychodock schon seit zwei Jahren.

Ob er mit mir klar kommt? Eigentlich schon, aber das auch nur, da mir mittlerweile alles egal ist. Interesse an den Stunden zeige ich heute genauso wenig wie früher, nur bin ich nicht mehr so aggressiv und launisch.

~ * ~

„Einschluss“, ertönt es plötzlich.

Ist es also wieder soweit.

Langsam drücke ich mich vom Boden ab und gehe mit ein paar anderen hinter einem Aasgeier her in das graue Gebäude. Nun müssen wir in unsere Zellen und kommen erst morgen zum Frühstück wieder raus.

Es gibt Einzelzellen und Doppelzellen.

Kurz nachdem ich meine betreten habe, höre ich hinter mir das Klicken des Schlosses. Ich bin also wieder eingesperrt. Ich hab zwar nur eine kleine Zelle, doch wenigstens bewohne ich sie allein. Das war seit Anfang an so.

Ich habe einen Schrank für meine wenigen Kleidungen, ein Bett mit einem kleinen Nachtschränkchen und an der andren Wand steht ein Schreibtisch. Zwei Türen gibt es hier. Eine führt nach draußen in die Halle, die andere in ein winziges Bad. Dort gibt es ein Klo und ein Waschbecken. Fenster hat meine Zelle nur eines, genau wie alle andren. Es ist nur ein kleines Loch und natürlich ist es vergittert, doch ich kann es selbst öffnen um wenigstens frische Luft zu bekommen. Dies ist mein kleines eigenes Reich und ich habe es mir so gemütlich wie möglich gemacht.

Ich lasse mich auf das kleine Bett fallen.

Aber nun zurück zum Ablauf meines Tages...

~ * ~

Wenn es zwei Uhr ist, gibt es Mittagessen im großen Esssaal. Nach dem Mittagessen hat man frei, bis es dann irgendwann ‚Einschluss‘ heißt. Nachmittags kann jeder machen was er will, vorausgesetzt man hat keine weitere Therapiestunde.

In dieser Zeit nun gibt es den kahlen Außenhof und eine große Halle mit ein paar Unterhaltungsmöglichkeiten. In einer Ecke steht ein Fernseher, der gerade mal drei Programme empfängt und der eigentlich kaum besetzt ist. Ein Stück weiter steht ein Flipper und daneben ein Kickertisch. Dann gibt es noch eine Tischtennisplatte und ein Regal mit verschiedenen Büchern. Diese sind fast alle langweilig. Ich habe mittlerweile jedes einzelne gelesen in den letzten vier Jahren, aber begeistert hat mich kaum eins... und neue kommen fast nie dazu.

An die Halle grenzen die Zellen. Sie sind geöffnet und man kann Nachmittags rein und raus wie man will. Ich bin oft hier drinnen, denn hier habe ich meine Ruhe, doch genauso bin ich auch oft draußen auf dem Platz und hänge dort meinen Gedanken nach.

Am Anfang meiner Zeit hier kreisten meine Gedanken um Drogen und Ausbruch. Letzteres habe ich nie versucht, doch ersteres ist dafür umso leichter zu bekommen. Alle hier drinnen haben Drogenprobleme und manche schaffen es tatsächlich loszukommen, von dem Zeug, doch ich war lange Zeit nicht stark genug dafür. Schnell bekam ich heraus, wie ich auch weiterhin an meine Drogen kommen konnte. Es gibt eine Schwachstelle in diesem Knast, auch wenn ich selbst nicht weiß, welche es ist. Natürlich bemerken auch die Wärter, wenn weiterhin Drogen konsumiert wurden,

doch sie können nicht wirklich etwas dagegen machen. Bisher hat keiner es geschafft, die Schwachstelle zu finden. Aber ich glaube den meisten ist es ohnehin egal und sie überlegen gar nicht erst, was sie dagegen machen könnten.

Wie schon erwähnt, gibt es hier auch viele Tote – bestimmt einen pro Woche – doch das liegt dann meist nicht an den Drogen, sondern daran, dass besagter Insasse hier drin verrückt wird und Selbstmord vorzieht.

Ich habe auch schon öfter daran gedacht – besonders am Anfang – doch versucht habe ich es nie. Warum weiß ich selbst nicht. Ich ‚lebe‘ hier tagein tagaus, vegetiere wie all die andren vor mich hin. Eigentlich ist es wahnsinnig ätzend, aber dennoch versuchte ich bisher nie, dem auf diese Weise ein Ende zu setzen.

Dabei ist es langweilig und ich habe Lust auf nichts. Ich esse nur, weil ich essen muss, trinke nur, weil ich trinken muss... und schlafe wann immer ich müde genug bin, um dem langweiligen Trott zu entgehen.

Von meiner Familie habe ich seit meinem Auszug nichts mehr gehört. Ich weiß nicht mal, ob sie wissen, dass ich hier drinnen sitze. Wahrscheinlich würde es sie nicht einmal interessieren. Mein kleiner Bruder lebt sein eignes Leben und hat mich bestimmt schon vergessen, wenn er sich überhaupt je an mich erinnerte, und meine Eltern führen wahrscheinlich immer noch ihre unglückliche Partnerschaft.

Klar, mittlerweile bereue ich, dass ich damals so ungerecht zu ihnen allen war, doch mir fehlt bis heute der Mut, mit ihnen zu reden. Außerdem weiß ich nicht, was es bringen soll. Sie wollen doch eh nichts mehr von mir wissen, genau wie die Familien und Freunde der anderen Insassen hier drinnen. So was erlebt man doch immer wieder... viel zu oft.

In der Anfangszeit dachte ich über das alles nicht nach. Ich hatte weder Freunde noch wirkliche Feinde. Mein eigentlicher Feind waren die Drogen, doch nach ihnen sehnte ich mich auch als Einzigestes. Ich konnte dagegen nichts machen – Wollte ich das überhaupt? Sie ließen Illusionen in mir entstehen. Ließen mich Freiheit fühlen, obwohl ich nie frei war. In gewisser Weise brauchte ich die Drogen sogar um nicht durchzudrehen.

So nahm ich sie weiterhin einfach um flüchten zu können. Wenn ich unter Drogen stand, verfiel ich in einen Rauschzustand aus dem ich meist lange nicht erwachte. Ich glich zunehmend einer lebenden Leiche, das wusste ich ohne es zu sehen.

Den Spiegel hatte ich gleich am ersten Tag aus dem Fenster geworfen und ich vermied jeden Blick in die Glasscheiben, wenn die Sonne so stand, dass ich mich darin hätte spiegeln können. Selbst im Waschraum tauchte ich unter meinem Spiegelbild hinweg.

Und doch, trotz all dem, was ich in den letzten Jahren geworden war, gab es jemanden, der merkte, dass ich nicht nur ein kaputter wertloser Mensch bin, der mir für einige Zeit das zurückgab, was ich schon längst vergessen hatte: Den Glauben an mich selbst. Für diese Momente, wo ‚Er‘ da war, existierten ich seit langem zum ersten Mal wieder.

~ * ~

Mein Finger streicht sanft über ein kleines Foto an meiner Wand. Darauf ist die

Person, die mir für eine kurze Zeit mich selbst zurückgegeben hat.

Damals hatte ich schon lange allen Glauben in die Menschen verloren... damals.

Die Aasgeier waren für mich wie wilde Tiere, die einen am liebsten töten würden, es jedoch nicht taten, weil sie es nicht durften... und auch die Therapeuten verabscheute ich zutiefst, einfach nur weil es sie gab, weil sie so unglaublich fromm taten und uns für nutzlose Idioten hielten.

Nie hätte ich gedacht, dass mir eines Tages einer von ihnen besonders werden würde. Ich glaubte ja nicht einmal mehr daran, dass es überhaupt noch nette Menschen gab. Doch aus Fehlern lernt man und so lernte auch ich drei Jahre nachdem ich hier eingesperrt wurde.

~ * ~

Es begann im Winter vor vier Jahren, als ich 22 war. Der Winter, der mich zum zweiten Mal in meinem Leben von Grunde auf ändern und prägen sollte.

Es war ein Tag wie jeder andere. Ich hatte mir mal wieder eine Spritze gesetzt und wartete darauf, zu meinem neusten Therapeuten gebracht zu werden.

Ich wurde wie jeden Tag zu einer der weißen Türen geschliffen, hinter denen die Therapiestunden abgehalten werden. Man hatte mir schon gesagt, dass ich wieder einmal einen neuen Therapeuten bekommen sollte. Es interessierte mich reichlich wenig und ich war mir sicher, spätestens nach ein paar Monaten würde auch er es mit mir aufgeben, wie alle vor ihm.

Doch er war anders, und das merkte ich schnell.

Ich wurde in das Zimmer geschupst und stand mitten im Raum. Vor mir stand einer dieser kahlen Schreibtische und ein Stuhl für den jeweiligen Insassen. Auf der anderen Seite des Tisches saß ein Mann. Als die Tür geschlossen wurde, stand er auf und kam zu mir. Ich blickte stur an ihm vorbei, auch als uns nur noch knapp ein Meter trennte.

„Also, da wo ich herkomme, gibt man sich zur Begrüßung die Hand.“, waren die ersten Worte, die ich je von ihm hörte... und mir fiel sofort auf, wie sanfte und doch rau seine Stimme klang. Außerdem waren es keine forschen Worte, die er sprach, sondern eine fast normale Aussage...

Sekundenlang war ich gewillt, ihm tatsächlich die Hand zu geben, bis ich wieder zu mir selbst fand, besser gesagt zu meinem beschissenen Selbst.

Ich machte es doch einem Therapeuten nicht so leicht!

Mit einem „Und jetzt sind Sie hier!“ ging ich an ihm vorbei zu meinem Stuhl und ließ mich fallen, fingerte nach einer Zigarette und rauchte. Er ließ sich mir gegenüber nieder, sah mich still an. Ich spürte es deutlich, auch wenn ich woanders hinsah... Es störte mich irgendwie.

Mein Kopf arbeitete – wie könnte ich denn diesmal am besten zeigen, dass mich dieser ganze Therapiekram nicht interessierte? – doch mein Gehirn war leer. Nichts wollte mir einfallen, also tat ich nichts. Aus den Augenwinkeln beobachtete ich, wie er aufstand und sich einen Hocker neben meinen Stuhl zog, um sich darauf niederzulassen. Da spürte ich seine Finger unter meinem Kinn und ich zuckte zurück. Doch er ließ sich nicht abschrecken und legte seine Hand wieder unter mein Kinn. Ein Schauer lief mir den Rücken hinunter, als er meinen Kopf ein Stück drehte, so dass unsere Gesichter einander genau gegenüber waren. Doch ich sah ihn immer noch nicht an, fragte mich, wieso ich ihn nicht einfach wegstieß.

Bis heute ist es mir unerklärlich, wie er es da schaffte, mit einem einfachen „Bitte seh mich an“ meinen Blick doch noch auf sich zu lenken. Wie er es schaffte, dass ich ohne weiteres sofort meine Augen öffnete.

Bei keinem andren war ich je einer so einfachen Bitte nachgegangen.

Ich hob also den Blick... und ich vergaß zu atmen. Es war das erste Mal, dass ich in seinen Augen versank.

Noch nie zuvor hatte ich solch wunderschöne Augen gesehen, und das, obwohl sie fast gänzlich schwarz waren. In seiner Dunkelheit schien es mir dennoch entgegen zu strahlen und er schien zu lächeln, obwohl er es nicht tat. Seine Augen lächelten.

Erst seine Worte, die bald folgten, holten mich zurück in die Gegenwart.

„Du hast schöne Augen“.

Erschrocken über mich selbst, da ich ihn ja förmlich angestarrt hatte, schlug ich seine Hand unter meinem Kinn weg und sprang auf.

„Lassen Sie das!“, schrie ich.

„Wie heißt du?“, ging er nicht darauf ein.

„Das steht in meiner Akte“, erwiderte ich schroff.

Ich hatte wieder meinen Abwehrmechanismus aktiviert. Keiner sollte es schaffen zu mir durchzudringen, denn ich schaffte es ja nicht einmal selbst.

„Ja, aber ich möchte es von dir hören.“ Seine Stimme war nah und er stand nur ein kleines Stück hinter mir. Das beunruhigte mich, obwohl ich es nicht wollte. Es machte mich nervös.

„Zachery Black“

Zum zweiten Mal innerhalb von nur wenigen Minuten hatte er meine Abwehr damit gekappt. Ich fragte mich selbst warum, doch ich kam zu keinem Ergebnis. Noch nie in meinem Leben, das ich seit meinem 11. Lebensjahr führte, hatte irgendjemandem so schnell nachgegeben.

„Zach, also?“

„Ja...“

„Gut...“

Er war der Erste in der Anstalt der mich so nannte. Hier war ich von Anfang an immer nur Black gewesen, höchstens Zachery. Ich habe keine Ahnung, wieso mich diese Sache so berührte...

„Ich bin Nathan“

Sein Name hallte noch ein paar Sekunden in meinem Kopf nach, so als solle ich ihn mir merken. Und ich habe ihn mir gemerkt, werde ihn niemals wieder vergessen.

Teil 2 - Ende

Kommentar:

*Also da ich ja nun zum Glück keine eigenen Erfahrung im Gebiet Knast u.ä. habe und auch niemanden kenne, der man da war, konnte ich mich bei diesem Teil auch nur auf Vorstellungen stützen, die ich selbst davon habe. Dass natürlich alles ganz anders aussehen kann (und es wohl auch tut) ist mir dabei bestens bewusst... *lach**

Ich hoffe, dass ich die Situation dennoch glaubhaft geschildert habe ^^